

Dieter Kapff Das «Haus der vielen Brüste» – Ein Kultraum aus der Jungsteinzeit?

Weniges aus der europäischen Vorgeschichte erreicht in größeren Teilen der Bevölkerung den Bekanntheitsgrad der Pfahlbauten. Weniges nur hat das Interesse der Menschen so erregt, ihre Phantasie so beflügelt wie diese seltsamen Hütten über dem Wasser. Als vor rund 140 Jahren der Schweizer Ferdinand Keller den Begriff «Pfahlbauten» prägte, im Jahrzehnt danach durch die Gewässer-Korrektion an den Schweizer Voralpenseen die Wasserspiegel sanken und immer neue Pfahlfelder auftauchten, versanken die Seeanrainer und mit ihnen die bürgerlich-gebildete Welt in einem wahren «Pfahlbaufieber». Allenthalben – bald auch am Bodensee, und hier zuerst in Bodman und in Wangen – wurden nun Pfahlbauten entdeckt. Malerei, Bildende Kunst und Literatur griffen diesen populären Stoff auf. Romantische Vorstellungen vom einfachen Leben am Busen der Natur fanden darin reichlich Platz.

Dank der ungewöhnlich guten Erhaltungsbedingungen kamen nun plötzlich jahrtausendealte Dinge ans Tageslicht, die ein faszinierendes Bild vom Leben in der Vorzeit erweckten. Bald bemächtigten sich auch Politik und Weltanschauung des Phänomens. Deutsche und Schweizer, aber auch Österreicher, gingen getrennte Wege. Es blieb nicht bei nur wissenschaftlichen Kontroversen – etwa der, ob die Pfahlbauten tatsächlich im Wasser gestanden waren oder nicht oder nur zeitweise, wie die Forscher heute wissen. Nach dem Zweiten Weltkrieg ruhte am deutschen Ufer des Bodensees die offizielle Pfahlbauforschung; sie war nationalsozialistisch diskreditiert.

Doch die Faszination der Pfahlbauten ließ die jüngeren, politisch nicht belasteten Forscher nicht ruhen. Seit bald fünfzehn Jahren hat das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg die Untersuchungen der nun neutral und verallgemeinernd so genannten «Feuchtbodensiedlungen» am Bodensee und an den Seen und Mooren in Oberschwaben wieder aufgenommen. Einer der jungen Pioniere der neuen Siedlungsforschung an Seen und Mooren, Dr. Helmut Schlichtherle, ein Biologe und Archäologe, leitet die Arbeitsstelle «Pfahlbauarchäologie Bodensee-Oberschwaben» des Denkmalamts in Gaienhofen-Hemmenhofen. In Zusammenarbeit mit Naturwissenschaften und mit moderner Technik und mit ungewöhnlichen Verfahren versuchen hier die Archäologen, der Vergangenheit auf die Spur zu kommen. So ist es nicht verwunderlich, daß auch

heute wieder aufsehenerregende Entdeckungen gemacht werden – trotz der schon weit fortgeschrittenen Zerstörung der prähistorischen Fundschichten. Von einem Fundort, der in dreifacher Hinsicht von besonderer Bedeutung ist, soll hier die Rede sein.

Taucharchäologen vor Ludwigshafen im Bodensee

Im Frühjahr 1990 hatten die Archäologen mit der Vermessung eines Fundplatzes vor Ludwigshafen im Bodensee begonnen. Auf der «Seehalde» beim Strandbad östlich des Orts wurden im Flachwasser Oberflächenfunde aufgelesen, die von einer Pfahlbausiedlung stammen mußten. Das leicht seewärts abfallende Gelände ist heute auch bei winterlichem Niedrigwasserstand immer von Wellen überspült. Zur Siedlungszeit lag aber der Wasserspiegel rund drei Meter tiefer als heute. Die Hütten der Siedler standen die längste Zeit des Jahres über auf dem Trockenen, nun mußten aber die Archäologen Tauchgeräte umschnallen. Die Untersuchungen gingen 1991 und 1992 weiter. Rasch ermittelten die Taucharchäologen die genaue Stelle des Pfahlbaurdorfes. Durch den regen Badebetrieb und durch Abspülungen war die bis dahin im Seegrund geschützte Siedlung aufgedeckt worden. Die Kulturschichten wurden vom Wasser allmählich abgetragen.

Insgesamt lagen an dieser Stelle sechs Kulturschichten übereinander. Die untersten zwei gehörten der Pfyner Kultur an. Der namengebende Fundort dieser jungneolithischen Kultur, Pfyne, liegt im Schweizer Kanton Thurgau. Am interessantesten ist die älteste, also die unterste Kulturschicht, die der älteren Pfyner Kultur zugerechnet und an den Beginn des 4. Jahrtausends vor Christus gestellt wird. Als ältestes Datum ist bisher 3861 v. Chr. ermittelt worden. Die ältere Pfyner Kulturschicht ist rund 30 Zentimeter dick und stellenweise von drei Brandhorizonten durchzogen. Es sind schwarze, mit Holzkohlestückchen gespickte Aschenbänder. Der Archäologe ersieht daraus, daß es in dem Pfahlbaurdorf mindestens dreimal zu verheerenden Bränden gekommen war, denen mehrere Häuser oder gar große Teile des Uferdorfes zum Opfer gefallen waren. Die Brandgefahr beim unachtsamen Umgang mit dem Feuer war bei den im wesentlichen aus Holz, Rutengeflecht und Lehm bestehenden Hütten groß. Auch der verhängnisvolle Einfluß von Naturgewal-

ten, Böen, die Funkenflug auslösen, oder Blitzeinschlägen können als Ursache für die Schadfeuer nicht ausgeschlossen werden.

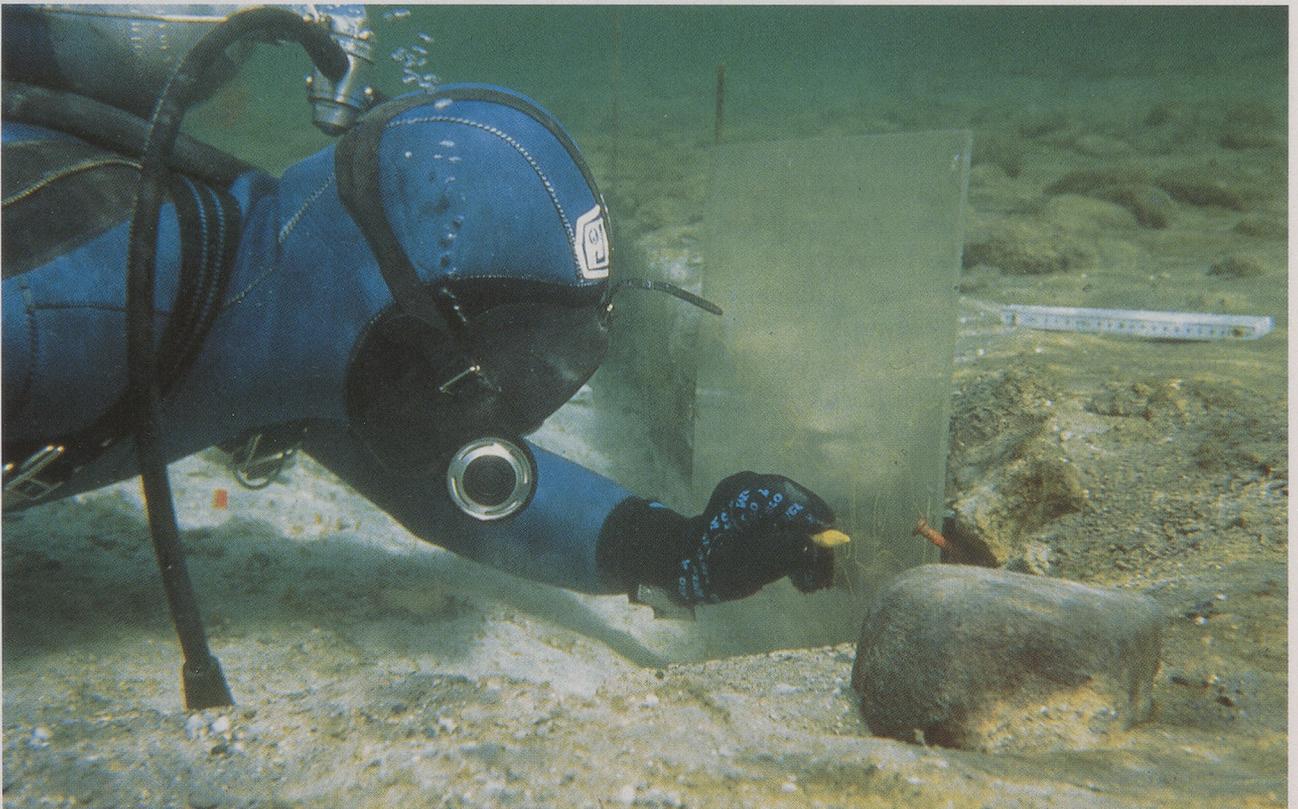
Wandschmuck – fast 6000 Jahre alt

Aus der untersten Brandschicht bargen die Taucharchäologen Fragmente von Henkelkrügen und dünnwandigen, unverzierten Keramiktöpfen sowie Brocken vom Lehmverputz der Hüttenwände. Die Wandstücke waren zum Teil mit weißer Farbe verziert. Sie kamen am westlichen Ende der Pfyner Siedlung zum Vorschein, wo ein Haus gestanden war, dessen eine Wand wohl als Ganzes umfiel. In einem Streifen von neun Meter Länge parallel zum Ufer stießen die Archäologen auf eine Häufung von Wandverputzstücken, die auf der Rückseite häufig noch die Abdrücke des Flechtwerks trugen, mit dem die Hauspfosten verbunden waren und das als Dichtung und als Haftgrund für den Lehmverputz gedient hatte. Manchmal zeichneten sich auch die Rundhölzer der Wand im Lehm ab. Diese Abdrücke geben den Archäologen Anhaltspunkte dafür, wie und wo das Verputzstück an der Wand gelegen war, waagrecht oder senkrecht, oben oder unten. Zum Hütteninneren zu war der Wandbewurf glatt-

gestrichen und mit weißer Farbe bemalt. Doch war die Wand nicht flächig getüncht, sondern mit einzelnen unterschiedlichen Ornamenten verziert: mit Linien und Punkten, Kreuzschraffur und gefüllten Dreiecken. Da die Fundlage der mehr als einhundert geborgenen Wandfragmente genau eingemessen und festgehalten wurde, hofft Dr. Schlichtherle, die Ornamentik der Wand wie in einem Puzzle rekonstruieren zu können.

Die Bemalung der Wand mit einer weißen Farbpaste hebt ein Haus sicher aus der Menge der übrigen heraus. Doch ist farbige, meist weiße Bemalung gewiß nichts Einmaliges in der Jungsteinzeit. Schon bei der ältesten Bandkeramik vor 7000 Jahren sind weißgetünchte Hüttenlehmreste gefunden worden. Winkelbänder aus roten, weißen und gelben Streifen haben ein Haus in der mittelpaläolithischen Siedlung von Heilbronn-Neckargartach geschmückt. In Pfahlbausiedlungen sind solche Funde bisher jedoch noch nicht gemacht worden.

Das wirklich Überraschende und für die Forscher wahrhaft Aufregende am Fundort Ludwigshafen-«Seehalde» aber sind unverkennbar weibliche Attribute, mindestens vier Paar außerordentlich naturalistisch aus Lehm geformte Brüste. Sie sind nicht ganz lebensgroß, mit weißen Tupfen besprenkelt,



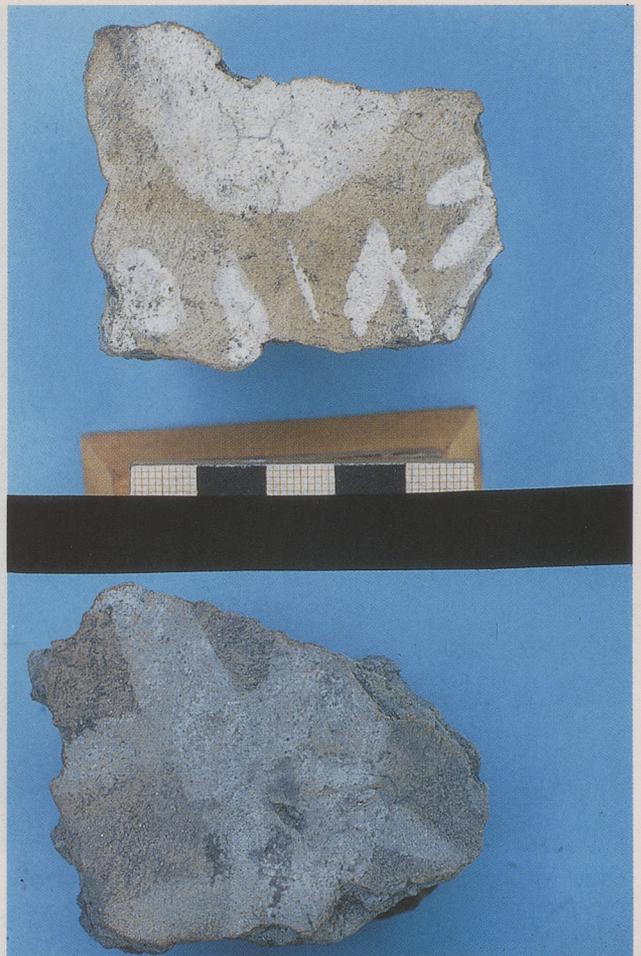
Unter Wasser mißt der Taucher die Funde genau ein und zieht mit gelbem Stift auf einer Plexiglasplatte die Konturen der verschiedenen Kulturschichten und Funde sorgfältig nach. Erst die präzise Dokumentation, die vor Ludwigshafen auch bei den einzelnen Wandfragmenten vorgenommen wurde, erlaubt den Archäologen dann bei der Auswertung, die Zusammenhänge richtig zu erkennen.

und ragten etwa zehn Zentimeter aus der Hüttenwand hervor. Die Brüste waren nicht nachträglich an der Wand befestigt worden, sondern zusammen mit ihr an einem Stück geformt. Brustförmige Lehmreliefs an Wänden sind auch aus Bodman-Weiler, auf der gegenüberliegenden Seite des Sees, und aus Thayngen-Weier (Kanton Schaffhausen), vom Goldberg im Nördlinger Ries und vom Erdwerk in Heilbronn-Klingenberg bekannt. Doch alle diese «Brustbuckel» sind weit weniger realistisch gestaltet und nur mit mehr oder weniger Phantasie so zu deuten. In verkleinerter Form prangten Brüste auch auf «gynäkomorphen» – griechisch: mit weiblichen Formen gestalteten – Tongefäßen, die am Bodensee mit der Pfyner Kultur und in der Westschweiz mit der Cortaillod-Kultur – Cortaillod liegt am Neuenburger See – in Verbindung stehen und aus früherer Zeit von neolithischen Kulturen im Donauroum bekannt sind. Die Formtreue ist dabei offenbar recht unterschiedlich, was sich in den Bezeichnungen «Knubben», «Lehmbollen» und «Brustpaar» niederschlägt.

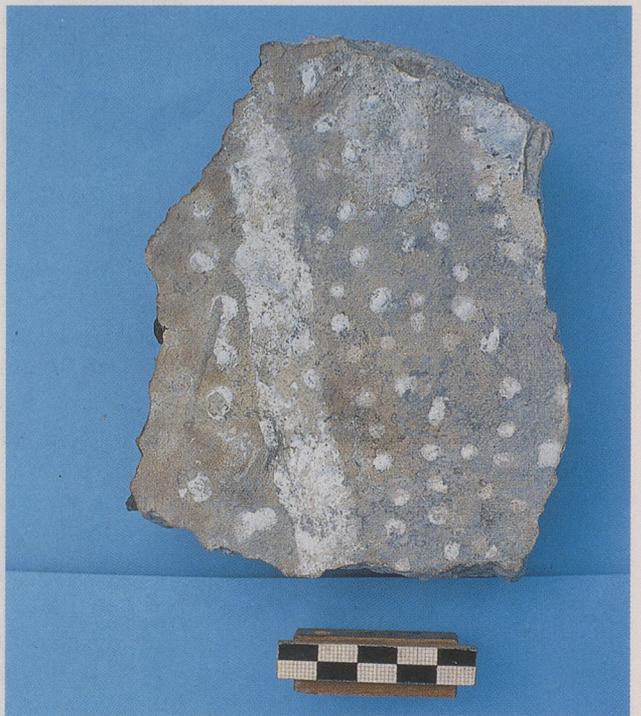
Busen-Verwandtschaften

Mit der Bemalung der Wände und mit dem augenfälligen «Brust-Schmuck» scheint das Pfyner Pfahldorf von Ludwigshafen räumlich wie zeitlich eine Brückenfunktion innezuhaben. Im südanatolischen Çatal Hüyük sind Häuser ausgegraben worden, deren Wände mit Bemalung und Reihen von Brüsten verziert waren. Diese Befunde werden mit dem Radiokarbon-Meßverfahren auf etwa 6380 v. Chr. datiert. Funde und Befunde vom Balkan, aus Bulgarien und Rumänien, liegen räumlich und zeitlich schon näher: um 4500 v. Chr. Bei den osteuropäischen Brustdarstellungen fällt aber auf, daß die sekundären weiblichen Geschlechtsmerkmale meistens zu Skulpturen gehörten, also nicht für sich allein geformt waren. Auch in Ludwigshafen-«Seehalde» gibt es einzelne Fragmente von Lehmplastik, zu denen die aufgefundenen Brüste gehört haben könnten, vermutet Dr. Schlichtherle.

Auch im europäischen Nordwesten, in Frankreich und in Großbritannien, sind im Verbreitungsgebiet der Megalithkultur in Gräbern einzelne Brustpaare gefunden worden. Die Erscheinungsform «Skulptur mit Busen» wird dort durch Statuetten-Menhire in Frankreich belegt. Dabei ist oft der Leib nur angedeutet, die Brüste sind aber sehr deutlich geformt. Frauenfiguren ohne Kopf, aber mit Brüsten, dem für den gedachten Zweck offenbar «Wesentlichen», finden sich gleichfalls im Südosten. Schließlich weist die Bemalung der Wände von Steinkistengrä-



Rund hundert Fragmente von der Innenwand des Kultraumes haben die Taucharchäologen des Landesdenkmalamts vor Ludwigshafen aus dem See geborgen. Sie sind mit unterschiedlichen Ornamenten in weißer Farbe verziert: Striche und Punkte, Dreiecke und an Pflanzen erinnernde Motive.





Oben: Nicht ganz lebensgroß ist diese mit weißen Farbtupfern versehene Brust aus Ton, die in der «Pfahlbau»-Siedlung Seehalde vor Ludwigshafen zum Vorschein kam.

Unten: Recht naturalistisch gestaltet ragte diese Ton-Brust etwa acht Zentimeter aus der Wand des Kultraumes hervor.



bern der Megalithkultur in Mitteldeutschland Ähnlichkeiten mit dem Ludwigshafener Befund auf. Das eigenartige Haus mit den vielen Brüsten – man kann davon ausgehen, daß bisher nur ein Teil von ihnen gefunden ist – beschäftigt natürlich die Wissenschaftler. Was war das für ein Haus, das übrigens nicht größer ist als andere Pfahlbauten: etwa 6 mal 4 Meter? Die Ausbreitung der Wandfragmente auf neun Meter Länge mag durch die Streuung beim Umfallen der Wand entstanden sein. Anzunehmen, in diesem Haus habe ein jungsteinzeitlicher Kunstsammler und Busenfreund oder gar ein Busenfetischist gelebt, ist sicher abwegig. Vielmehr legen Vergleichsbeispiele aus Jugoslawien und aus dem türkischen Çatal Hüyük, aus der Ukraine und aus Rumänien, wo solche Räume besser erforscht sind, den Schluß nahe, daß es sich auch hier um einen Kultraum gehandelt hat. Das bedeutet dann, daß die Religionsausübung so fest im Leben der Dörfler von Ludwigshafen etabliert war, daß Kult-handlungen einen festen Platz einnahmen, daß dafür eigens ein Kulthaus, eine Art Tempel, gebaut worden war. Die Institutionalisierung und der Organisationsgrad lassen bei den Kultfunktionen auch eine personale Spezialisierung erwarten. In der Tatsache scheint das Kulthaus der jungsteinzeitlichen Dorfgemeinschaft dauerhaft bewohnt gewesen zu sein. Netzteile und Netzsenker, die in unmittelbarer Nähe gefunden wurden, sind Anzeichen für den Fischfang, von dem sich der Bewohner des Hauses, eine Art Schamane, ernährt hat. Im europäischen Osten sind Kulthäuser, zumindest in Teilen, bewohnt gewesen.

Kultisches, nichts Griffiges

Mit der Deutung als Kulthaus eröffnet sich ein weites Feld der Spekulation. Welcher Kult, welcher Glaube, welche Riten mögen sich damit verbunden haben? Der Wissenschaftler hat Schwierigkeiten, das religiöse Leben in prähistorischer Zeit zu ent-rätseln. Denn für uns heute erkennbar ist nur, was sich in unverwechselbaren materiellen Resten dokumentiert. Schriftquellen oder auch nur sprechende Illustrationen gibt es ja nicht. *Religion ist der im Denken, Fühlen, Wollen und Handeln betätigte Glaube an das Dasein übernatürlicher, persönlicher oder unpersönlicher Mächte, von denen sich der Mensch abhängig fühlt, die er für sich zu gewinnen sucht oder zu denen er sich zu erheben trachtet*, formulierte der Tübinger Religionswissenschaftler Helmuth von Glasenapp. Denken, Fühlen und Wollen hinterlassen aber keine Spuren, und das Handeln ist allenfalls in den Ergebnissen greifbar. Bei der Ausdeutung



Von schwimmenden Arbeitsplattformen aus erforschen die Taucharchäologen die prähistorischen Fundstellen im Wasser. Links eine Badeinsel.

muß deshalb auf die Grundzüge menschlichen Verhaltens und auf Beispiele aus der Ethnologie zurückgegriffen werden.

Mag der Boden, auf dem man sich dabei bewegt, auch schwankend sein: Daß es Religion in der Jungsteinzeit gegeben hat, ist so sicher wie das sprichwörtliche Amen in der Kirche. Denn Religion ist eine Sache des Gefühls, des Sich-eins-Fühlens mit dem Kosmos, das dem Jungsteinzeit-Menschen noch näher gelegen hat als uns heute, aber auch des Verstandes. Es ist der Versuch, die Welt intellektuell zu bewältigen. Wer diese Fähigkeit dem Menschen von vor knapp 5900 Jahren nicht zutraut, tut ihm einfach unrecht. Religion entspringt auch aus der Furcht vor überirdischen Mächten, an unerklärliche Naturereignisse ausgeliefert zu sein, die den Menschen damals unmittelbarer und häufiger bedrohten als heute, sowie dem Bestreben, etwas gegen die unsichtbar dräuenden Gefahren zu tun, die Götter oder Geister zu besänftigen. Unübersehbar steht dabei im Hintergrund die existentielle Beschäftigung mit dem Werden und Vergehen, mit Geburt und Tod.

Die Fruchtbarkeit ist weiblich

Mit dem Übergang von der Wirtschaftsform des Jäger- und Sammlertums der Alt- und Mittelsteinzeit

zu Ackerbau und Viehzucht in der Jungsteinzeit gewinnt der Gedanke an die Fruchtbarkeit erheblich an Gewicht. Die neolithischen Bauern wählen sich die nährstoffreichsten, fruchtbaren Böden aus. Der reiche Ertrag der Felder, für den man nun selbst etwas tun muß, bestimmt über Wohl und Wehe, garantiert das Überleben und vielleicht sogar Wohleben. Acker- und Gartenbau ist weithin Sache der Frauen. Es war wohl auch nicht der jagende Mann gewesen, sondern die Beeren und Pflanzen sammelnde Frau, die mit ihren botanischen Beobachtungen und Kenntnissen den Übergang zum Pflanzenanbau angeregt hatte. Die Fruchtbarkeit der Erde, das nährende Element wird deshalb schon früh mit dem weiblichen Geschlecht in Verbindung gebracht.

Die Mutter als Trägerin der Fruchtbarkeitskraft und als Amme wird im kultischen Bereich zur Fruchtbarkeitsgöttin und Muttergottheit. In zahlreichen vorgeschichtlichen Kulturen hat der Göttinnen-Kult einen hohen Stellenwert. Solche Gottheiten sind als «Große Göttin», «Große Mutter» (Magna Mater), als «Erdmutter», Ackerbaugöttin oder einfach Fruchtbarkeitsgöttin von Mesopotamien über die Türkei und den Mittelmeerraum, den Balkan und Osteuropa bis zum Atlantik nachzuweisen. Die Brust der Nährerin steht dabei pars pro toto, als Symbol.

Welche kultischen Handlungen in Ludwigshafen damals vollzogen wurden, zur Zeit der Aussaat und der Ernte vielleicht, entzieht sich unserer Kenntnis. Doch dürfte dabei ein Räuhergefäß verwendet worden sein, ein Krug, von dem – nicht zufällig – mit einem Brustpaar versehene Scherben gefunden wurden und in dessen Innerem sich Reste von Birkenteer erhalten haben.

Ungelöste, vielleicht unlösbare Fragen wirft auch die Vielzahl von Brüsten auf. Verteilen sie sich auf die Göttin selbst und auf einen Chor von Mädchen und Frauen, die sie helfend begleiteten? Oder hatte jede Sippe im Dorf ihr eigenes Idol in dem Kultraum? Bildeten die Brüste an der Wand eine Ahnengalerie der Sippe? Manche Wissenschaftler setzen für diese Zeit eine mutterrechtlich geprägte Gesellschaft voraus – jedoch kein Matriarchat! –, in der die Abstammung von der (Sippen-)Mutter zählte, weil sie die allein sicher nachweisbare war. Hat man dieser weiblichen Ahnen an der Wand bei bestimmten Anlässen gedacht, ihren Segen und ihre Kraft erlebt? In der Mythologie hat die Muttergotttheit oft noch ein zweites Gesicht: Sie verkörpert auch den Tod, das Vergehen als notwendiges Gegenstück des Entstehens.



Keramikscherbe mit dem typischen Lutzingüetle-Dekor, aus Hornstaad-Hörnle.

Mehrdeutig ist auch die Bemalung mit weißer Farbe. Weiß gilt generell als Farbe des Kultes. Weiß symbolisiert das Reine, das Zaubergefeite, ist die Farbe des Geheimnisvoll-Dämonischen. Weiß sind die Ornamente an der Wand des Kultraums. Was die Körperbemalung angeht, also die weißen Tupfen auf den Brüsten, so kennt der Ethnologe solche Beispiele für Trauerbemalung. Hier an die Verbindung der Fruchtbarkeits- mit der Todesgöttin zu denken, liegt nahe. Aus der Obad-Kultur in Mesopotamien (um 4500 v. Chr.) gibt es Mutterfiguren,

deren Oberkörper mit Punkten dekoriert sind. An das Animalische des Menschen, an das Eins-Sein mit der Natur denkt auch Goethe, wenn er aus späterer Sicht feststellt: *Bemalung und Punktierung der Körper ist eine Rückkehr zur Tierheit.*

Die weiß punktierten Brüste im Kultraum lassen aber auch andere Deutungen zu. Ob der Kultraum im Pfahldorf von Ludwigshafen nicht ein Ort von Initiationsriten gewesen war? Mit einer Zeremonie wird der Mensch ja bis heute in einen wichtigen Lebensabschnitt, in einen neuen Stand, einen Bund oder eine Gemeinschaft aufgenommen. Weiß ist die Farbe der Unschuld und Jungfräulichkeit. Wurde der Kultraum als eine Art «Hochzeitszimmer» benutzt, wo das Mädchen in den Stand der Ehefrau überwechselte und von der neuen Sippe aufgenommen wurde? Forschern ist aufgefallen, daß die Brüste an der Wand einen weniger ammenhaft-fülligen als jugendlichen Eindruck machen. Die «weiße Frau» in der Mythologie – nicht der Schloßgeist jüngerer Epochen! –, die von Glück und Kinderseggen kündigt, könnte eine Nachfahrin dieser Vorstellung sein. Das Begründen einer neuen Familie ist traditionell mit einem Rückblick auf die Ahnen, mit Totengedenken und Totenverehrung verbunden. Die «Neue» wird bei den Initiationsriten auch den Vorfahren «vorgestellt»; sie bittet sie darum, ihre Fähigkeiten auf sie zu übertragen, namentlich die Fruchtbarkeit. Und damit werden wieder Anklänge an den Kult der Fruchtbarkeits- und Todesgöttin erkennbar. Aber: Nichts von alledem läßt sich mit Sicherheit sagen, gar hieb- und stichfest beweisen.

Zum Kulthaus die Kultkeramik

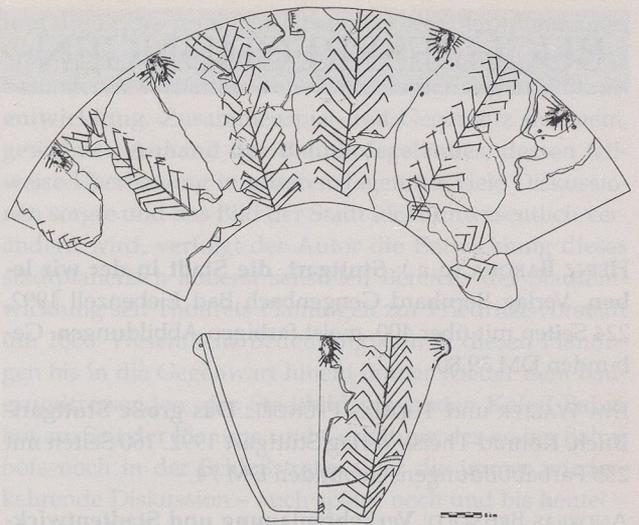
Mit dem weiten Bereich des Kultischen hat auch die «Lutzingüetle»-Keramik zu tun, glaubt Helmut Schlichtherle. Diese spezielle Keramik war erstmals 1940 im liechtensteinischen Alpenrheintal bei nicht sehr wissenschaftlichen Grabungen zum Vorschein gekommen und hatte den großen Schweizer Archäologen Emil Vogt 1954 bewogen, darin eine eigenständige «Kultur» zu erkennen. Die «Lutzingüetle»-Keramik stellt die Wissenschaft aber bis heute vor ungelöste Probleme. Immer wieder haben Archäologen versucht, mit spitzfindigen Argumenten dieser «Kultur» einen festen Platz im zeitlichen Ablauf der jungneolithischen Kulturen zuzuweisen. Viel Schweiß der Edlen wurde vergossen, ohne daß bisher eine völlig widerspruchsfreie, überzeugende Lösung gefunden worden wäre. Auffälligerweise sind es immer nur wenige Stücke, die gefunden werden – in Oberschwaben und am Federsee, am Zürichsee und am Bodensee.

Die Gefäßformen, besonders der flache Boden, erinnern an Vergleichbares im Donaauraum und in Osteuropa, die Zierformen und die Verzierungstechnik – Ritzungen in den schon harten Lehm – finden in Norditalien ihre Entsprechungen. Vergesellschaftet finden die Archäologen die «Lutzengüetle»-Keramik mit Funden zweifelsfrei anderer Kulturen des frühen Jungneolithikums: Mit Wauwil und Egolzwil (beide Kanton Luzern) sowie mit Cortailod, mit Schussenried (beim Federsee in Oberschwaben), Michelsberg (bei Bruchsal), Hornstaad (am Bodensee) und Pfyn. Damit streut diese Keramik über mehrere Jahrhunderte. Helmut Schlichtherle vermutet nun, daß die «Lutzengüetle»-Keramik gar keine eigenständige Kultur repräsentiert, sondern – die Ornamente auf der Wand des Ludwigshafener Kultraumes sind denen der Keramik verblüffend ähnlich – eine spezifische Funktionskeramik im kultischen Bereich ist, die sich durch das Zusammentreffen von Einflüssen aus dem donauländisch-mitteleuropäischen Raum und aus Südeuropa gebildet hat. Dies erklärte dann die räumliche Verbreitung und die zeitliche Erstreckung auf die verschiedenen, hierzulande anzutreffenden jungneolithischen Kulturen.

Der Einfluß aus dem Bereich südlich der Alpen läßt sich noch an einer botanischen Eigentümlichkeit ablesen: Nicht der Spelzweizen, wie hierzulande üblich, sondern der Nacktweizen – der Hartweizen, aus dem italienische Spaghetti gemacht sind – ist von den Dörflern am Bodensee angebaut worden. Ludwigshafen könnte nun der Schlüssel zur Lösung des «Lutzengüetle»-Rätsels werden. So stillt das Haus mit den vielen Brüsten noch in ganz anderer Hinsicht den Wissensdurst der Archäologen.

In einem dritten Punkt erweisen sich die taucharchäologischen Sondagen auf der «Seehalde» ebenfalls als wissenschaftlich ergiebig. Unter den sechs Kulturschichten, die man dort angetroffen hat, gehört eine, ganz im Westen gelegen, der späten Schnurkeramischen Kultur an, die ihren Namen von der Verzierung der Tongefäße trägt, welche Abdrücke von Schnüren zeigen. Es ist dies das erste Mal, daß diese endneolithische Kultur am Bodensee sicher nachgewiesen werden konnte. Holzpfähle aus dieser Schicht sind im Dendrochronologischen Labor der Hemmenhofener Arbeitsstelle des Landesdenkmalamts von Dr. André Billamboz in die Jahre um 2420 v. Chr. datiert worden. In jener Zeit also wurden die Häuser der Schnurkeramiker errichtet.

Noch etwas jünger sind die beiden obersten Kulturschichten auf der «Seehalde». Sie gehören der Bron-



Zeichnung einer flachbodigen Schüssel der Lutzengüetle-Keramik, die in Fragmenten in Hornstaad-Hörnle ausgegraben wurde. Durch die Knubben am Rand der Schüssel konnte eine Schnur gezogen werden, an der das Gefäß aufgehängt wurde.

zezeit an. Dendro-Daten sind dafür noch nicht ermittelt, doch lassen sich die Funde, zwei typische gehenkelte Becher und in charakteristischer Weise zimmermannstechnisch bearbeitete Pfähle, in die Frühbronzezeit (um 2000 v. Chr.) datieren. Frühbronzezeitliche Siedlungen sind in unserem Lande sehr selten. Deshalb verwundert es, daß ganz in der Nähe, nur etwa zwei Kilometer südöstlich von Bodman-Schachen, nun ein zweites Dorf aus dieser Epoche entdeckt wurde. Ob die beiden Siedlungen gleichzeitig existierten oder, was wahrscheinlicher ist, nacheinander bestanden haben, müssen erst Untersuchungen ergeben. Die oberste der beiden bronzezeitlichen Kulturschichten in Ludwigshafen-«Seehalde» ist nochmals um rund 400 Jahre jünger.



Fundstellen der Pfyner Kultur und der Frühbronzezeit am deutschen Ufer im Gebiet des westlichen Bodensees.